

Der Herr Marquis

Autor(en): **Kaiser, Isabelle**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **3 (1899)**

Heft 10

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573122>

Nutzungsbedingungen

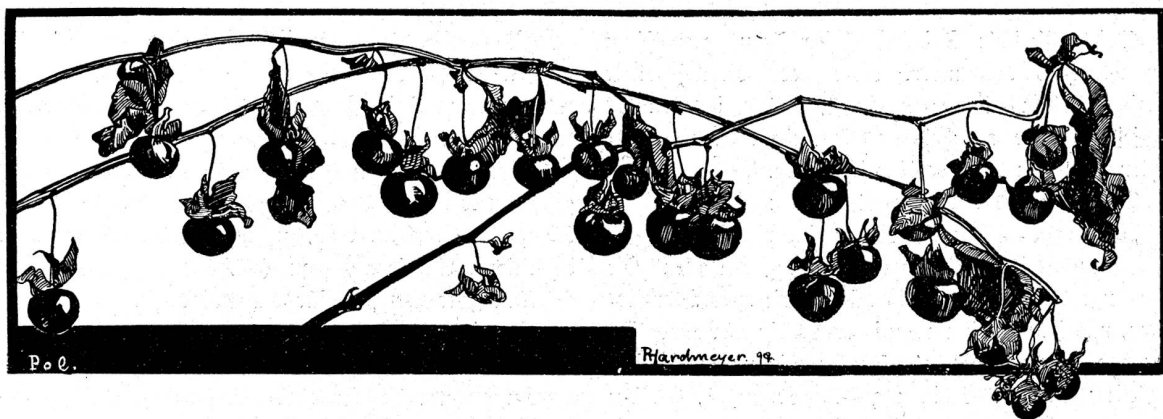
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Der Herr Marquis.

Von Isabelle Kaiser, Beckenried.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Sie war eine Schauspielerin, er war ein Marquis. Sie liebten sich nicht und kannten sich nicht. Sie glänzte auf der Bühne, er glänzte nirgends mehr. Sie war ein Stern am Zenith: allabendlich jubelte man ihr zu im Théâtre Lyrique; er war eine versunkene Sonne, niemand grüßte ihn wenn er vorüberging, denn sein Name — obgleich im Wappenbuch Frankreichs eingeschrieben — war auf seinem von Entbehrungen gebleichten Antlitz nicht zu lesen, und ob er auch in seinem Wappen eine goldene Binde im roten Felde führte, sein Rock war fadenscheinig, und durch die drolligen Löcher seines Sammetwamses und seiner Schuhe lachte der Wind.

Sie trug am Abend Diamanten auf ihren nackten Schultern: man vergeudete Vermögen um sie, er hatte sein eigenes um andere verschwendet.

Aber sie blieb trotz alledem nur Demoiselle Duchêne vom Théâtre Lyrique, er war doch immer der Marquis Arxel von Saint-Fleury, und hätte er nur eine anständige Kleidung besessen, um dort seinem Range würdig zu erscheinen, die Salons des Boulevard Saint-Germain hätten weit und breit vor ihm die Thüren geöffnet, welche die Schönheit und die Brillanten von Demoiselle Duchêne niemals überschreiten würden.

Sie hatte es schon zur Genüge empfunden. Der Ehrgeiz quälte sie. Ihr Baumname störte außerordentlich diese Vogelseele, die da träumte, auf einem hohen Firne zu nisten.

Die Sängerin lebte in Neppigkeit, und der Edelmann verhungerte schier, und als man ihr von ihm, dem herabgekommenen Marquis erzählte, da keimte ein wunderlicher Plan in ihrem Kopfe.

Es lag ihr weniger daran, dieses Wappen neu zu vergolden, als sich es anzueignen.

Sie setzte sich mit ihm brieflich in Verbindung.

Sehr umschwärmt, wünschte sie wohl ihren bürgerlichen Namen einzutauschen, doch nicht einen Gatten sich aufzubürden; er, von allem entblößt, ergab sich in die Notwendigkeit, Geld anzunehmen, um sein Leben zu fristen, nicht aber um es mit einer unadeligen Frau zu teilen.

Sie verständigten sich; der seltsame Handel wurde geschlossen, und Demoiselle Duchêne setzte die Bedingungen eines eigenartigen Ehevertrages fest:

Erster Artikel: Der Marquis von Saint-Fleury wird Mittwoch am 28. dieses Monats in der Kirche Saint-Roch erscheinen, um sich mit mir ehelich zu verbinden. Da ich weder Zeit noch Lust habe, mich mit den hierzu nötigen Dokumenten und mit deren Kosten zu befassen, so werde ich ihm zur Besorgung dieser Angelegenheit fünfzig Laubthaler übersenden.

Der Marquis antwortete:

„Angenommen für Mittwoch den 28. dieses Monats. Fünfzig Thaler werden wohl hinreichend sein. Ich werde alles pünktlich besorgen, doch mache ich Demoiselle Duchêne darauf aufmerksam, daß ich noch außerdem zwanzig Thaler brauche, da ich mir einen neuen Rock und eine Perrücke anschaffen muß.“

Zweiter Artikel: Der Marquis wird einen seiner Freunde mitbringen. Ich bringe ebenfalls einen solchen mit. Der Marquis wird mir seine Hand reichen und mich zum Traualtare führen, wo man uns vermählen wird.

Der Marquis antwortete:

„Angenommen, obwohl es demütigend für mich ist, daß ich Sie nicht aus Ihrer Wohnung abholen darf.“

Abschlagen muß ich die Bedingung hinsichtlich eines Freundes. Alle haben sich von mir zurückgezogen. Bestehen Sie aber auf Ihrer Forderung, so werde ich meinen Schuster mitbringen; er ist der einzige Mensch, der mir treu geblieben ist.“

Dritter Artikel: Sofort nach der Trauung empfängt der Marquis dreihundert Livres als vierteljährliche Pension von zwölfhundert Livres, welche ich ihm bis zu seinem Tode alljährlich durch meinen Anwalt auszahlen zu lassen mich verbindlich mache.

Der Marquis antwortete lakonisch:

„Mit den dreihundert Livres einverstanden.“

Letzter Artikel: Nach der Trauung verlassen Sie mich augenblicklich. Niemals dürfen Sie mein Haus betreten, und sollten wir uns auf der Straße oder anderswo begegnen, so thun wir, als kennten wir uns nicht.“

Dies war die Bedingung des Vertrages, die der Marquis mit der lebhaftesten Zufriedenheit und mit ritterlicher Bereitwilligkeit unterschrieb:

„Von ganzem Herzen zugestanden und angenommen.“

Eine Woche später wurde die Trauung vollzogen.

Alle Bedingungen wurden gewissenhaft erfüllt. Die Gatten blickten sich vor dem Traualtar kaum an. Sie verschmähten sich gegenseitig und schämten sich ihrer Handlungsweise.

Als die Marquise von Saint-Fleury aus der Kirche trat und ihren Wagen bestieg, trug sie den Kopf noch hochmütiger als Ninon Duchêne, und der Marquis ging zu Fuß den Weg zu seiner Wohnung unter dem Dache; er schritt etwas gebeugt unter der Last der That, die er soeben aus äußerster Not begangen.

Und sie sahen sich nicht wieder. — — —

Einige Jahre nach dieser Vermählung blies die Revolution mit einem so fürchterlichen Sturmwind über Frankreich hin, daß das soziale Gebäude einstürzte; alles, Klassen, Vermögen, Rang und Namen wurden untereinander geschüttelt, wie der lose Samen in der Hand eines blinden, tollen Kornschwingers.

Auf den Trümmern wurde unter konvulsivischen Zuckungen eine neue Welt aufgerichtet; es war ein gigantischer Ausbruch von Ideen, von Genie, von Verbrechen und Tugenden, von Wahnsinn und Heldenmut. Man lebte auf der Schwelle des Todes; das Sterben erhob sich zum höchsten, schönsten Akt des Lebens. Durch die Willkür wahnwitziger Versammlungen wurden Menschen scharenweise zum Schaffot geführt. Alle verdächtig, alle unschuldig.

Der Glaube, der die vergangenen Geschlechter getröstet hatte, war erniedrigt und verhöhnt; das Königtum enthauptet und um die Gunst des Volkes gebracht, die großen Namen der Zerstörung geweiht, der Adel ausgerottet . . .

Und die Vogelseele der Ninon Duchêne, die da träumte, auf einem hohen Firne zu nisten, wurde demnach gar bald vom Sturm getroffen und von einem rauhen Windstoß in einen Kerker der Prison des Carmes geworfen.

Man hätte ohne Zweifel die Citoyenne Duchêne in Frieden ihre Lirichenlieder hinterrücken lassen, aber die Marquise von Saint-Fleury wurde verurteilt, die Strafe zu erdulden, die allen „ci-devant“ auferlegt war.

Eines Tages im Thermidor 1794 wurde sie aufgefordert, im Hofe der Conciergerie zu erscheinen. Ihr Name stand auf der Liste, die man diesen Morgen dem öffentlichen Ankläger Fouquier Tinville vorgelegt hatte.

Das war ihr Paß für die Guillotine.

Als sie die Stätte betrat, die den Todesvorhof bedeutete, dessen Ausgang sich auf Samsons blutigen Karren öffnete, da zitterte sie am ganzen Leib und sie wankte mehr als sie ging. Zwei Wachtmänner mußten sie stützen.

Diese Frau, die nicht recht zu leben gewußt, bereitete sich vor, schlecht zu sterben.

Sie verleugnete den schönen, hohen Namen nach dem sie damals so eifrig gestrebt, mit dem sie geprahlt und gegläntzt hatte, sie schrie ihren plebeiiischen Ursprung hinaus. Niemand schenkte ihr Glauben.

Ihr Wagen, ihre Wäsche, ihr Briefpapier trugen geschlossene Marquisenkronen zur Schau, und der Pöbel, der im Hintergrund des Hofes die Brustwehr der Mauer belagerte, der als Zuschauer herbeigeströmte Pöbel, der grausam und großmütig die tapferen Thaten bejubelte und die Schwächen beschimpfte, zischte diese Frau herzlich aus, die mit ihren Richtern um ihr Leben feilschte.

Sie war jung, sie war schön, sie betete das Leben an. Die Hoffnung, die alle Unglücklichen heimsucht, hatte sie im Kerker nicht verlassen und stand ihr noch bei an der fürchterlichen Stätte. Sie spähte gierig in die Menge; all diese unbekannten Gesichter, diese wilden Physiognomien, erfüllten sie mit namenlosem Schrecken.

Nicht ein einziges befreundetes Antlitz, nicht einer von all denen, die ihr an den glorreichen Abenden zugejubelt hatten, und der für sie zeugen könnte. Kein Verwandter, kein Beschützer, niemand, der diesen Richtern sagen würde, daß man die Lirichen nicht köpft, daß sie nur zu singen und lachen verstehe und nicht bereit sei, zu sterben.

Sie wußte nichts von Heldenmut, da sie zu diesen Höhen noch nie geflogen war.

Im Hofe standen wohl hundert Verurteilte eingepfercht für das große Gemetzel, aber wenn ein Name von den Lippen des öffentlichen Anklägers ertönte, da schritten die Todgeweihten ruhig dem Karren zu, mit einem schlichten Handschlag oder einem letzten Blick Abschied nehmend: die Freiheit harrete ihrer am Fuß des blutigen Schafottes, die Freiheit jenseits dieser Welt.

Nur Ninons Seele war nicht bereit, von der Erde zu scheiden.

Plötzlich erblaßte sie bis in die Lippen.

Vom Munde des wilden Mannes fiel ein tönender Name, der ihrige:

„Marquise von Saint-Fleury!“

Sie schwieg, die Zunge vom Schreck gelähmt, und schritt etwas vor, aber schon erklang aus der Mitte der auf der hohen Mauer gedrängten Zuschauer eine Stimme, die mit stolzer Zuversicht in den Hof hinunter rief: „Hier!“

Die verdutzten Richter erhoben das Haupt.

Ein Garde schrie hinauf: „Se, dort oben, schweige, du Spaßvogel!“ und wieder ernst geworden nach dieser unzeitlichen Zerstreuung, wiederholte der Ankläger den Ruf: „Marquise von Saint-Fleury!“

Und zum zweitenmale, mit leiser Ungebuld, erscholl dort oben eine Stimme, Glauben gebietend, mit dem bebenden Klang der Ueberzeugung, und antwortete hochmütig auf den blutgierigen Appell: „Hier, sage ich.“

Es entstand eine kurze Verwirrung.

Man schimpfte gegen den ungeschickten Unterbrecher, der es da wagte, Steine in die Räder des Gerechtigkeitsswagens zu schleudern!

„Man führe ihn herbei,“ befahlen die Richter.

Schon fielen mehrere Hände schwer auf die Schultern des fremden Mannes, der mit williger Höflichkeit den Garden sofort vorausschritt.

Wie er in den Hof trat, gab es einen kleinen Aufbruch unter der Menge. War es Wahnsinn oder Opfermut, der diesen Mann zwang, freiwillig über die todbringende Schwelle zu schreiten?

Der Richter fragte ihn mit strenger Stimme:

„Citoyen, wer hat es euch erlaubt, den Appell zu unterbrechen?“

„Citoyen, Sie haben ja meinen Namen ausgerufen; ich bin der Marquis von Saint-Fleury.“

„Sie! Sie sind verrückt!“

„Ich bitte um Vergebung, Citoyens, ich habe den Kopf noch nicht verloren, dafür werden Sie wohl sorgen,“ sagte er, sich mit scherzhafter Ehrerbietung verbeugend.

Ein fröhliches Gelächter erscholl.

Derjenige aber, der mit der Folter Ländelei trieb, war ein Mann mittleren Alters, mit dem ärmlichen Aussehen eines vom Leben Besiegten, aber in der stolzen Haltung jenes unnennbare Etwas verratend, das den Edelmann besser kennzeichnet, als Titel und Orden.

Er sprach mit unumwundener Höflichkeit; er hatte merkwürdig kleine und schmale Füße und die Bewegung seiner Hand war von unleugbarer Grazie; seine Augen hatten einen Adlerblick und sahen dem Tod ins Angesicht.

Er trug seine Kleidung mit jenem Anstand, der schnell ihre Schlichtheit vergessen läßt. Er zog aus seiner Tasche Legitimationschriften hervor und reichte sie mit sichtbarer Befriedigung den Richtern hin.

Mit einem mürrischen Blick nahmen sie Kenntnis von jenen Adelsbriefen von zweifelloser Echtheit. Unwillig über die Dazwischenkunft dieses überzähligen Opfers, das sich mit solch großartiger Ungeschicklichkeit dem Henker überlieferte, schrien die Männer:

„Ueberdies, was drängen Sie sich uns auf; Sie gehen uns gar nichts an. Ihr Name steht nicht auf der Liste, nur derjenige der ci-devant Marquise von Saint-Fleury.“

Aller Augen wandten sich der blassen Frau zu, die unwillkürlich näher trat, als sie ihren Namen hörte, und da stand mit gebeugtem Haupte, wie ein Mensch, der sich des Verbrechens der Feigheit schuldig fühlt.

Wird er sie nun zerschmettern aus Rache für die Demütigung, die er durch sie erlitten, oder kam er, sich an ihrer Stelle zu opfern, und warum? Auf den ersten Blick hatte sie den Mann von Saint-Roch wieder erkannt, denselben, dessen Not sie zu ihren Gunsten ausgenügt, den echten, einzigen Marquis von Saint-Fleury.

„Das ist wohl Ihre Gattin?“

Der Marquis maß sie mit einem raschen Blick, und sich den Richtern zuwendend, sagte er:

„Ich bitte um Entschuldigung, Citoyens, aber ich habe mein ganzes Leben einsam gelebt.“

Dies wurde sehr schlicht gesagt, so daß niemand an seiner Aufrichtigkeit zweifelte, um so mehr, als ein Garde, ihn wieder erkennend, ihm freundlich auf die Schulter klopfte und erklärte: „Parbleu! das ist — der Citoyen Saint-Fleury, er wohnt ja seit Jahren Thür an Thür mit mir. Er lebt ganz allein, ist arm und teilt noch mit ärmeren . . .“

Man unterbrach ihn, dies alles bedeutete nichts.

Warum gab er sich so tollkühn den Richtern preis? Dieses Weib war schön; die einen glaubten, daß er sie um ihrer Rettung willen verleugnete.

Solche Opferthaten waren alltätlich in dieser Schreckenszeit; aus dem blutgetränkten Boden sprossen wunderherrliche Blüten hervor.

Man stellte ihn der Angeklagten gegenüber:

„Wie, Citoyen Fleury, Sie kennen diese Frau nicht?“

Der Marquis blickte sie an, er sah ihre Schönheit und ihre bebende Angst, und, treu dem damals gegebenen Worte, verbeugte er sich ritterlich und sagte:

„Madame, ich bedauere, aber ich kenne Sie nicht!“ und lauter fügte er hinzu: „Die Freude, in Ihrem Hause empfangen zu werden, wurde mir nie zu teil, und Sie haben mir nie die Ehre erwiesen, bei mir einzufehren. Sie sind zu schön, und ich bin zu arm.“

Dann, sich den Richtern zuwendend, erklärte er leichtthin:

„Citoyens, mir ist, ich habe diese Frau eines Abends singen hören, sie ist die Citoyenne Ninon Duchêne vom

Théâtre Lyrique. Wie denn, Sie köpfen jetzt die Verurtheilten?"

Sie hob das Haupt, die Hoffnung richtete sie auf, und sie sah den Marquis an. Das Antlitz jenes Mannes, der ihr das Leben verkündete und ihre Willen dem Tode entgegen sah, wies in dieser entscheidenden Minute die bezwingende Seelenschönheit eines Erlösers auf.

Die Richter lachten höhnisch:

"Ach was! dies! die berühmte Divette Duchène!"

"So laßt die Citoyenne doch singen," warf der Marquis ruhig hin, "ihre Stimme wird wohl die beste Beglaubigungsbürgschaft bilden."

"Ja, sie soll singen! sie soll singen!" riefen alle.

Ninon Duchène ließ sich nicht lange erbitten; der Mut kehrte ihr wieder, sobald ihr verstattet wurde, mit eigenen Waffen zu kämpfen. Auf diesem Boden war sie des Sieges gewiß. War sie nicht von jeher der Liebling des Publikums gewesen? Sie schloß die Augen, vergaß die ungeliebte Stätte, wo sie sich befand, und wie sie die Lider aufschlug, lächelte sie, wie damals . . .

Sie hatte wohl niemals um den Ruhm gesungen, wie sie heute um ihr Leben sang!

"Ach! täglich klag' ich mein Weh
Den wilden bretonischen Wogen,
Ist doch auf hohe See
Mein Sohn Yvon gezogen!"

"O käm' er doch zurück,
Sahst ihr ihn nicht, Matrosen?
Mir blühte neu das Glück
Und neu die roten Rosen."

"O eile, heil'ger Wind,
Dem lieben Sohn entgegen
Und bring' dem fernen Kind
Der Mutter letzten Segen!"

Sie sang dieses schlichte bretonische Volkslied mit gewaltigem, bezwingendem Gefühl. Auf der Schwelle des Todes erwachte ihr Herz.

Ihrer Tapferkeit zum Trotz, zitterten murmelnde Thränen in ihrer Stimme.

Ihr Erfolg war mächtig. Im revolutionären Sturm entstand eine kurze Windstille, um diesen Vogel singen zu hören.

Alle diese Verurtheilten, hin- und hergetrieben auf der hohen See der entfesselten Leidenschaften, wie der Schiffsjunge Yvon, hatten sie nicht auch irgendwo in der Welt eine Mutter, eine Schwester, die um sie klagten, die Winde um Nachrichten baten? . . . Und keiner von ihnen würde jemals wieder heimkehren, und die Rosen der Freude würden nicht aufblühen im väterlichen Haus, die weisse des Schafotts rote Blüten sprossen.

Dieser Gesang lieblichster Liebe inmitten der blutigen Greuelthaten, diese Klage einer Mutter zur Stunde, wo man die Söhne mordete, dieser Hauch des großen,

heiligen Meeres, der über den dumpfen Vorhof zog, dieses Weib, das unter Lächeln und Thränen sang, bewegte diese Männer, die eine kurze Weile ihre wilde Thätigkeit unterbrachen und ihren Cynismus verleugneten.

Einer der Richter klatschte Beifall, und alle folgten seinem Beispiele in einer Aufwallung der schönen, französischen Begeisterung.

Auf der hohen Mauer klatschte das Volk in die Hände und jubelte: "Hoch! Ninon!"

Sie bemerkte, daß der Marquis von Saint-Fleury, der sie mit einem rätselhaften Lächeln ansah, kein Zeichen der Bewunderung von sich gab. Er verachtete sie wohl, daß sie um ihr Leben sang . . .

Die Scham erblühte auf ihrem blassen Antlitz . . .

"Citoyenne Duchène, wir wurden irre geführt, Ihr Name allein war uns verdächtig."

Eine Stimme erhob sich unehrerbietig: "Die Damen vom Theater lieben es ja, sich mit einem hochtönenden Kriegsnamen zu schmücken!"

"Man gebe sie frei!" entschieden die Richter.

Ninon Duchène war gerettet.

Ein kecker Garde näherte sich ihr mit galanter Vertraulichkeit und sprach leise auf sie ein. Die falsche Marquise imponierte ihm nicht mehr, sie war eine ihm ebenbürtige und wohl leicht zu erobernde Frau.

"Komm', Ninon, folge mir!"

Mit einer instinktmäßigen Bewegung wich ihr ganzes Sein zurück; nach dieser Rast auf der Grenze des adelnden Todes prallte sie vor der brutalen Wiederkehr zum rohen Leben betäubt zurück . . .

Und ein grollender Ekstase überkam sie.

Der Marquis hatte sich hochmütig von ihr abgewandt und übergab sich den Häschern: "Vorwärts, Citoyens, machen wir ein Ende, begnügt euch mit dem Marquis von Saint-Fleury. Ich bin der letzte meines Namens und möchte den Weg gehen, den mein König gegangen."

Mit diesem Wunsche war er dem Tode verfallen.

"Mir scheint, es wird viel Zeit verloren um eine Bagatelle!"

Und leicht hätte wohl auch er die Bemerkung beigefügt: "Was ist die Guillotine? Ein leichter Klaps auf den Nacken."

Er schien glücklich, erleichtert; nach seinem Leben ohne Glanz und seiner Mißheirat ohne Würde war es ihm, als ob dieser freiwillige Tod ihn einigermaßen wieder in seine adelige Ehre einsetzte.

Er fühlte sich frei, er hatte seine Kette von sich geworfen . . .

Dieses Weib! . . . pah! so schön! und so feig!

Es war, als ob sie seine Gedanken erriete . . . ihr Gesicht flammte auf vor Scham.

„Nun, Ninon, kommst du?“ Der Garde legte zu-
traulich den Arm um ihre Gestalt und wollte sie mit
sich ziehen . . . einem unwürdigen Leben zu.

Mit einer schönen, von spontaner Aufrichtigkeit ge-
leiteten Gebärde stieß sie den Mann von sich und sprang
zu ihm, der sie gerettet, und der nun ging, an ihrer
Stelle sich aufzuopfern, nachdem er ihr eine Abelslehre
erteilt, die seines Namens würdig war.

„Marquis! — ich löse Sie von ihrem Ver-
sprechen!“

Er maß sie mit einem erstaunten Blick und wollte
sie nicht verstehen.

„Citoyenne, Sie sind frei, was wünschen Sie noch?
Schweigen Sie still.“

Sie errötete unter der ruhigen Verachtung, mit der
er sie vernichtete.

Inbrünstig begehrte sie nun nach der Achtung dieses
Mannes. Ihr Antlitz erstarrte plötzlich von der reinen,
unwillkürlichen Liebe, die sein Betragen ihr einflößte: „Ich
will mein Leben nicht einem Betruge verdanken . . . ich bin
die Marquise von Saint-Fleury . . . ich bin Ihr Weib!“

Er blickte sie an, ein Strahl von Bewunderung
leuchtete auf in seinen Augen, und mit tiefem Ernst
sagte er sehr leise: „Mein Weib? — wenn Sie sich
zu sterben nicht fürchten, könnten Sie es sein, Madame.“

„Ich fürchte mich vor nichts mehr,“ gestand sie,
„als davor, mit jenen Männern dem Leben, das ich
früher gelebt, wieder entgegen zu gehen. Sie haben
mich gelehrt, wie man dem Tode ins Auge sieht. Be-
halten Sie mich!“

Die Gerichtsvollzieher hohnlächelten wütend, von
diesem Paare geprellt worden zu sein.

„Humph! Wir haben die Wahl! Genug der Fragen,
Samson wartet nicht, entscheidet euch, der eine oder die
andere!“

„Wir sind beide bereit,“ rief das junge Weib fest,
und angesichts der Widerrede ihres Gatten und der
Unschlüssigkeit der Richter schrie sie, im Wahnsinn ihres
jungen Heldenumutes, frei heraus:

„Hoch lebe der König!“

„Zum Tode! zum Tode!“

Sie schritt schon dahin, an der Hand ihres Gatten.
Vor der Thüre trat sie etwas zur Seite, um ihn vor-
beischreiten zu lassen und ihm den seinem Namen zu-
kommenden Vorrang zu gewähren; aber der Marquis,
sich vor ihr verbeugend mit der andächtigen Ergeben-
heit, die er seiner Königin bezeugt hätte, und ihr das
Vorrecht im Angesicht des Todes zuerkennend, sprach
mit lauter, von allen vernehmlichen Stimme:

„Nach Ihnen, Madame la Marquise!“

„Wen Gott lieb hat, dem schenkt er ein Haus in Zürich.“

Vor Jahren war's. Vom fernen Ostseestrand
Nach Zürich, quer durchs ganze deutsche Land,
War ich gekommen, hier mein Nest zu bauen.
Und gleich am zweiten Tag stieg ich empor
Zum Zürichberg, und als ich trat hervor
Aus Waldess Schatten auf die grünen Auen,
Da stand verloren ich in sel'gem Schauen.
Zum ersten Mal sah ich der Alpen Schnee,
Der Häuser Kranz, den weiten grünen See,
Und von der letzten Abendsonne Strahl
In Purpurdunst getaucht das Limmat-Thal.
Und wie ich noch so in Bewund'ung steh',
Da spricht der Freund, der mich hierher geleitet:
„Ja, ja, das Sprichwort hat schon recht: es gibt
Ein Haus in Zürich Gott dem, den er liebt!“ —
„Wo hat er,“ frag' ich, „dir dein Haus bereitet?“ —
„Je nun,“ erwidert jener drauf und lacht,
„Ich hab's bisher noch nicht so weit gebracht!“

Seither sind mehr als zwanzig Jahr vergangen,
Doch unerfüllt blieb leider mein Verlangen
Nach einem eig'nen Haus, — der liebe Gott,
Er liebt mich offenbar noch immer nicht.
Es wuchs die Stadt, es steh'n beisammen dicht
Die allerschönsten Villen wie zum Spott,
Doch von den grünunrankten Villen allen
Ist keine einzige mir zugefallen.

Es ist wohl wahr, — zur Kirche geh' ich selten
Und für besonders fromm kann ich nicht gelten;
Doch sind denn alle jene, welche heute
Ein Haus in Zürich haben, fromme Leute? —
Und dennoch bin ich fromm nach meiner Weise:
Im Walde, wenn die Frühlingslüfte leise
Im frischen Laube spielen, auf den Höhn,
Wenn rings die Alpenriesen steh'n im Kreise,
Am See, wenn wild die Wogen peitscht der Föhn, —
Da bin ich fromm! — Doch scheint es, daß die Frommen
Von solcher Art kein Haus geschenkt bekommen!

Zuletzt beschloß ich, einen Freund zu fragen,
Der Hausbesitzer ist, er möcht' mir sagen,
Wie's ihm geglückt sei, und ob wirklich wahr
Das Sprichwort sei. Der sah ganz sonderbar
Mich an und sprach: „Sie haben, wie mir scheint,
Nie recht bedacht, was jenes Sprichwort meint,
Und wie es richtig zu verstehen sei.
Erinnern Sie sich denn des Worts nicht mehr
Der Bibel: „Wen Gott liebt, den züchtigt er!“ —?
Mich züchtigt er: sein Werkzeug ist dabei
Der Stadtrat und die Steuerkommission!“ —

Seitdem bin ich geheilt und klag' nicht mehr,
Daß nach wie vor ich noch zur Miete wohne.
Ja, wollte Gott noch jezt ein Haus mir schenken,
Ich glaube fast, — ich würde mich bedenken.